

Der Bote aus dem Ruhrta.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag eines jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hündt (el. Bwe. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 18 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrta.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Sänker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrta.“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Vergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Antritt derselben nicht als Entschädigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Den Reichstagsverhandlungen.
Die am kommenden Dienstag mit der Erörterung von Petitionen wieder beginnen, sieht man namentlich wegen der Marokkofrage mit gespanntem Interesse entgegen. Das aus den dreimonatigen Unterhandlungen und Besprechungen über die Marokkofrage das deutsche Volk nichts weiter zu hören bekam, als ob und zu die kurze Mitteilung: Die Besprechungen nehmen einen günstigen Verlauf! hat doch in recht weiten Kreisen Mißstimmung erregt. Auf die Marokkointerpellationen im Reichstage werden der Kanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes auch dann antworten müssen, wenn bis dahin über die Entschädigung durch Teile französisch-Kongos noch keine endgültige Vereinbarung erzielt ist. — Wie man in nationalliberalen Kreisen über den ganzen Handel denkt, sprach der Reichstagsabgeordnete Jund auf einer Versammlung in Leipzig aus. Er sagte dort, daß eine tiefe Kluft zwischen der Auffassung der Reichsregierung und der nationaler Volkstheorie bestünde, die nicht beiseite, warum in der Marokkofrage nichts geschähe. Das Volk erwarte, daß der Reichstag durch Interpellationen oder Initiativanträge die Regierung zwingen werde, ihr Schweigen zu brechen. Staatsrechtlich liege die Sache so, daß die Regierung zu ihren Entschlüssen in der Marokkofrage der Zustimmung des Reichstages und des Bundesrates nicht bedürfe. Ein eventueller Marokkooatrag müsse dem Reichstag nur insoweit vorgelegt werden, als er Fragen der Gesetzgebung betreffe, wie Zölle usw. Es sei aber anzunehmen, daß die Regierung ihre ganze Abmachung dem Reichstag vorlegen werde, schon weil sie ihm voraussichtlich sehr bald für die Bewilligung eines Kongo-Kontos nötig habe. Nur sei die Hoffnung nicht groß, daß der Reichstag an der vollendeten Ladung noch etwas werde ändern können. Weiter erklärte Dr. Jund, der Reichstag könne den Ehrenstandpunkt dadurch wahren, daß er jede Erledigung seiner Geschäfte ablehne, ehe die Regierung nicht ihren Standpunkt in der Marokkofrage verteidigt habe.

Das gesamte evangl. Deutschland steht unter dem nachhaltigen Eindruck der erhabend verlaufenen

24. Generalversammlung des evgl. Bundes.

Die industriemächtige Feststadt Dortmund hatte alles aufgegeben, den von Nah und Fern herbeigeeilten Gästen einen würdigen Empfang und angenehmen Aufenthalt zu bereiten. Und die ungeheure starke Beteiligung aus allen Gemeinden der Grafschaft Mark hat aufs neue bewiesen, daß im Lande der „roten Erde“ das Evangelium eine Macht bedeutet im öffentlichen Leben.

Der Wahlpruch der ersten Reichs- und Hansastadt: „So als Diözesan!“ darf auch bei uns für unsere evangelische Kirche geprägt werden. Das haben wir in diesen Tagen, besonders aber am Sonntag, den 8. Oktober, bei der imposanten Demonstration durch die Massen unserer Vereinsmitglieder bewiesen.

Unsere Aufforderung, in großen Scharen in Dortmund zu erscheinen, haben die Verbandsvereine in dankenswerter Weise entprochen. Unser Verband darf mit Genugtuung feststellen, daß er in hervorragender Weise an dem guten Gelingen des Massenaufgebots beigetragen hat. Durch die be-

geisterten Aussprachen der Festredner ist nun Liebe zur evgl. Kirche geweckt, viele lieben Freunde haben uns versichert, daß sie frische Kraft und frohen Mut zur Arbeit empfangen haben. Jetzt heißt es, den Augenblick nutzen. Die Forderungen der Begeisterung dürfen nicht ausgetreten, sondern neu entfacht werden. Die Dortmunder Festtage müssen auch für unsere Bewegung Frucht bringen. Vorstand und Vertrauensleute: Auf zur Werbearbeit! hinein in die evangl. Familien und Werkzettel ausgetragen. Schmiedet das Eisen, so lang es warm ist.

Nicht Worte, sondern Taten entscheiden. Und zu dieser positiven Tat soll uns die Generalversammlung des evangl. Bundes angefeuert haben.

Das war ein Wort!

Auf der Nürnberger Tagung des Vereins für Sozialpolitik rief ein Redner aus, ein Steuerdefraudant handle viel ehrlicher wie ein Armer, der aus Not einen Diebstahl begebe und dafür ins Gefängnis komme. Der Steuerdefraudant schädige all seine Mitbürger, welche die von ihm unterschlagenen Summen aufbringen müssen! Daß unter solchen Umständen die Gefängnisstrafe für solche Drückeberger angebracht erscheint, muß jedem einleuchten.

Die Teuerung

Das „Soziale Museum“ in Frankfurt hat Erhebungen über die Lebensmittelteuerung veranlaßt und gibt nun die Resultate bekannt:

Öl und Margarine waren im August dieses Jahres um 16 Prozent billiger als im vorigen Jahre. Rind- und Kalbfleisch war im Preise gesunken, das Schweinefleisch aber billiger geworden, so daß sich das auslisch und Fleisch, Schinken und Speck durchschnittlich fast ebenso teuer war als im Vorjahre. (Wie die „Frankfurter Zeitung“ Nr. 269 sagt, besteht in kaum einer anderen Stadt eine solch große Spannung zwischen Fleisch- und Fleischpreisen als in Frankfurt, so daß die Fleischpreise also von Rechts wegen bedeutend billiger sein müßten.) Eine wesentliche Preissteigerung weisen folgende Lebensmittel auf: Butter (14,40 Prozent), Käse (15,50 Prozent), Eier (16 Prozent), Milch (16,10 Prozent), Kaffee (21,5 Prozent), Obst (40 Prozent), Gemüse (59 Prozent), Kartoffeln (78 Prozent).

Die Preissteigerungen gelten natürlich nur für Frankfurt. Für die Steigerung wird natürlich der Bauer verantwortlich gemacht. Wir haben ja schon öfters nachgewiesen, wo die eigentlichen Verursacher liegen.

Siehe wollen wir wieder einige Tatsachen feststellen. Der „Reichsbote“, eine durchaus zuverlässige Zeitung, schreibt:

„Uns liegt eine Geschäftskarte vor. Diese ist von einem Getreidehändler in Schneidemühl an einen Rittergutsbesitzer gerichtet. Dieser hat dem Getreidehändler Kartoffeln für 2,60 Mark den Zentner zum Kaufe angeboten. In Berlin kostet der Zentner Kartoffeln im Detailpreis 4,50—5,00 Mark. Wenn sich Zwischenhändler und Detailist in 2,40 Mark pro Zentner teilen, können sie in der Tat bestehen. Der Schneidemühler Händler schreibt aber an unseren Landwirt folgendes:

„Herrn Rittergutsbes. Besten Dank für freundliche Mitteilung. Bedauere jedoch, Ihnen den gewünschten Preis von 2,60 Mark nicht zahlen zu können. (Geboten

werden 2 Mark bis 2,20 Mark pro Zentner.) Sochachtungsvoll

... Schneidem., den 30. 9. 11.“

Also 2 Mark für die Ware, für Mühe, Arbeit, Risiko und 3 Mark dem Händler!

Die „Rhein. Westf. Ztg.“ wendet sich ebenfalls gegen den unsoliden Handel, sie schreibt:

„Dem unsoliden Handel aber zeigen die beregten Vorgänge, welche böses Pferd er reitet, wenn er in der Preisstellung nicht Maß zu halten weiß. — Man erzählt sich so tolle Sachen, deren Richtigkeit allerdings bis ins einzelne nicht immer nachprüfen sein mag. Verbürgt wird uns folgender Fall: Ein Landwirt hier im dichtbesiedelten Industriebezirk, der als Spezialität den Anbau von Rohl betreibt, verkaufte dieser Tage 60 000 Köpfe Rohl, gekochten frei Feld zu 17 Mark die hundert Stück, zu einem Preise, schon teuer als in den Vorjahren (7 bis 10 Mark) in Anbetracht der ungewöhnlichen diesjährigen Verhältnisse. Der laufende Großhändler aber, der wohl gemerkt, das Absatzgebiet vor der Färe hat, fordert und erhält durchschnittlich etwa 50 bis 60 Mark für hundert Stück. Solche Preisstellung ist, wie jeder rechtlich denkende zugeben wird, durchaus ungehörig, und solches „Säbler“-Gehaben muß unbedingt, das zeigt sich heute, Geißler rufen, die der Handel später schwerlich wieder los werden wird. Der solide Handel hat alle Ursache, sich im eigenen Interesse mit aller Schärfe gegen derartige Zunftgenossen zu wenden, die den Handel distrahieren und ihn beim Publikum verhasst machen müssen.“

Gegen diese systematischen Preistreiberien machen sozial vorgeschrittene Stadtverwaltungen Front, durch direkten Bezug von Lebensmitteln, die ohne jeden Aufschlag an die Konsumenten abgegeben werden.

Ein günstiges Resultat hat die Stadtverwaltung M. Gladbach mit dem Verkauf von Seefischen erzielt. Die großen, zum Verkauf gestellten Mengen waren in wenigen Stunden umgesetzt. Durch diesen Erfolg angepörrt, soll jetzt auch der Verkauf von Gemüse in städtischer Regie begonnen werden.

Diese Ankündigung bewirkt schon Wunder. Die Händler sind schon erheblich mit den Preisen zurückgegangen; z. B. für Rottkohl, Weißkohl und Blumenkohl jetzt 35 und 40 Pfg. gefordert, der übliche Preis war sonst 50 und 60 Pfg. Die Stadt Essen hat mit der Einrichtung von Fischverkaufsstellen ebenfalls vorzügliche Resultate erzielt:

In Ludenwalde hat der Magistrat Kartoffeln einkaufen lassen und gibt sie in Mengen von zwei Zentner gleich ein Sad zum Einkaufspreis an Arbeiter ab.

Eisenbahndirektionen und Industrielle bemühen sich in dankenswerter Weise der herausziehenden Not zu steuern.

Die Eisenbahndirektion Berlin liefert ihren Beamten und Arbeitern billige Kartoffeln, den Zentner (der im Kleinhandel durchschnittlich 5 Mark kostet) zu höchstens 3,20 Mark frei Potsdamer Bahnhof. Die Verwaltung hat vorteilhafte Abschlüsse auf Lieferung großer Mengen außer Speisekartoffeln gemacht, die noch im Laufe dieses Monats abgegeben werden sollen. Die Arbeiter können die Bezahlung in zwei Raten leisten. Minister von Breitenbach hat für diese wichtige Angelegenheit ein lebhaftes Interesse bekundet. Mehrere industrielle Werke des Siegerlandes haben ihren Arbeitern mit Rücksicht auf die Teuerung der Lebensmittel Teuerungszulagen in Höhe von 5 Prozent bewilligt.

Vor dem Schwurgericht.

(Fortsetzung.)

Während Lothar in leichter Unsicherheit nicht wußte, wohin er die Unterhaltung lenken sollte, Alice, betroffen von einem Haß funkenden Blicke, den sie mehr gefühlt als beobachtet, sich neben dem Geliebten hielt, fand allein Frau Hertha die Geistesgegenwart für eine geeignete Antwort.

„Ganz recht, Fräulein Weener; wir sahen uns auf jenem Wohltätigkeitsbazar, in welchem Sie italienische Korallen veräußerten. Wenn ich nicht irre, kauften Ihnen damals Lothar — Herr Dr. Haller,“ verbesserte sie sich, „etwas ab.“

Die einfache, selbstverständliche Nennung des Vornamens erbitterte die Gereizte noch mehr. Scheinbar gleichmütig, aber mit einer Stimme, spitz wie ein Pfeil, erwiderte die stolze Schönheit: „Ganz recht, damals war es. Irre ich nicht, so war es am Tage, bevor man — bevor im Hause des Herrn Brandt das Unglück geschah!“

Das war mehr wie schroff, das war brutal . . . Und mehr als die Worte schloß der Klang der Stimme den beiden Schwestern den Mund. Lothar hatte nicht mit solcher Schwäche, sondern nur mit der Höflichkeit gegenüber der Tochter des ihm so wohlwollenden Geheimrates zu kämpfen. Wenn er es auch nicht im Augenblick sich zu deuten wußte, was Erna zu einer solchen mitteilungslosen Härte veranlaßte, er rechnete mit der Tatsache. Und so erwiderte er denn, ein leises Zittern der Erregung zu unterdrücken unfähig: „Wollen wir nicht die trübe Vergangenheit lieber ruhen lassen, gnädiges Fräulein? Um so mehr, das ich Ihnen stets die edle Huld zu verehren gezwungen war, deren schönsten Recht das Mitleid, deren größte Pflicht die Teilnahme ist?“

Erna verstand den Vorwurf, sie ward dunkelrot. Ihre Lippen zuckten, und unwillkürlich stieß sie hervor: „Gern, ganz nach Ihrem Wunsche, Herr Doktor. Leider ist nicht allein die Vergangenheit immer eine trübe, auch die Gegenwart möchte zuweilen verhängnisvoll erscheinen.“

„Doch nur, wenn wir das Verhängnis verschuldet!“ fiel Frau Hertha scharf ein. Sie ahnte besser, als das Brautpaar neben ihr, worauf die leidenschaftliche Besucherin hinauswollte.

„Sollte es nicht leicht sein, das herauszufinden?“ Damit war aber auch die Geduld der sonst so sanften Frau erschöpft.

„Wenn Reid und Haß die Brillengläser bilden, gewiß!“ Alice schaute erstaunt ihre Schwester an, und Lothar — verstand nun alles.

„Madame, ich muß doch gerade Sie bitten, Ihre Worte zu überlegen!“ zischte Erna.

„Das habe ich getan,“ war die kühle Antwort. „Und ich habe während der langen Prüfung, die mir, Sie spielten ja darauf an, beschieden war, zu verstehen gelernt, was es heißt: „Nichtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet!“

„Wollen Sie damit sagen, daß auch meinem Handeln einmal ein Richterpruch erwachsen möchte?“ fragte die junge Dame höhnisch.

„Berühnte das Gott,“ versetzte Frau Hertha einfach, „nur Ihren Gedanken!“

Erna Weener wußte jetzt, daß die Triebfeder ihrer Festigkeit von dieser jungen, stillen Frau, die in ihrer langen Leidenszeit menschliche Erfahrungen nur zu reich gesammelt hatte, richtig erkannt worden war. Da war denn alles Weitere vergebens! O diese Weidenfelds, wie hatten sie es schlaue angefangen, den geschiedten und doch so vertrauensvollen Dr. Haller zu umgarnen! Und nun würden sie ihn erst recht zu halten wissen, indem sie ihm

sagten, ihre Feindin, sie, Erna, sei ein eifersüchtiges Gänsgen. Das raubte ihr den letzten Rest der Beherrschung.

„Da Sie, Herr Dr. Haller, mich ungehörig von dieser . . . dieser Dame beleidigen lassen, ziehe ich es vor, mich zu entfernen. Ich bedaure nur, diese Unterhaltung gestört zu haben. Guten Abend!“

Der verächtliche, herabsiehende Ton ihrer Stimme hatte allen das Blut ins Gesicht getrieben. Lothar wollte erwidern, aber sie rauschte so schnell hinaus, daß es unmöglich war.

Aber die brennende Glut des Hasses, die ihr aus den Augen leuchtete, die hatte auch er nun deutlich gesehen. Er brauchte nun nicht mehr zu fragen: „Kommt das Unheil?“ Es war da.

Alice und Hertha sagten Lothar leidlich gefaßt Lebewohl. Man kam nicht wieder auf die peinliche Szene zurück. Alice wollte dem Geliebten die Gedanken daran so halb wie möglich wieder verwaschen, und Herthas kräftiger Händedruck sagte dem künftigen Schwager, daß sie beide nunmehr über das einig seien, was geschehen mußte.

Was geschehen mußte? Ja, es mußte etwas geschehen.

Darüber gab es nach jenem heftigen Zusammenprall mit der Tochter des Geheimrates keine Bedenken mehr. Erna Weener war, als sie auf der Heimfahrt zur elterlichen Villa begriffen war, eine kurze Zeitspanne unwillig über sich selbst gewesen; sie sagte sich, sie sei zu weit gegangen, sie habe die ohnehin schon hart heimgejuden Schwestern schwer verletzt. Frau Hertha Brandt habe also recht mit ihrer herben Antwort gehabt.

Aber diese dem Gerechtigkeitsgefühl entspringende Stimmung dauerte doch nur eine kurze Zeit; nein, sie hatte nicht zuviel gesagt, Lothar hatte sich von jenen täuschen

Wenn man ihm dann die schiefen Schritte vorlegt, so ist er wieder vor dem hohen Stühle zurück. Es kommt also darauf an, ihm einen Schindlacker anzuhängen, der ihm selbst und der seine hundertmal umherschlingt.

Ein Mensch, dem das Gedanken auf Gedanken im Innern spielen, bleibt mit dem Ziele.

wurde — und das nicht mit Unrecht — dem Schwager, ben starker Stellungsbach trüb, angeliebten. Ein paar Jahre vor der zehnjährigen hatter hingeworfen, um den Flecken, vorhin schon zum ersten Mal, zu einer ge-

Deutschland
Der Erzbergbau
Gult und K
Blüte, wen
leute gibt, d
als Erzberg
Gold im
mehr gewon
Reibenerzeug
Mengen an
mehrmals reichliche
im sächsisch
enden. Trod
Silber geben
mas. Die größ
Mansfelder
in Oberflä
hier aber me
stein, Stuttga
die Edelmet
Von den un
silbererzeugen
Eisenerzlag
sich im
weisen und in
sachalen, Hann
Stassau und
sich Eisen. Im
ogramm im
den Roheisen g
tionen Kilo
erter
dabei im
ganz be
worden. Man
Solingen, Remd
Berlin, Magde
nehmen, um an
Eisen und Stahl
wichtige Zwe
Gefäßtätigke
werden. Man er
den Hafenort
der Fahrzeuge
Deutschland ist
einigen Länd
bürtig.

Auch das R
des Mansfelder
in Ruppertwer
berber der Abz
nerei Abneig
Kochtechni
kines. Zinn lie
europäischen Bän
schieben wird
eine Frage der
Lagerstätten ersch
auf den olind
einen Zinnertrag
bedeutliche Zinn
nicht gelingt, nod
zu erschließen
im Rheinlande,
Münchinger Sach
verarbeitet. Auch
worte. Für Zinn
Viertelrand der
maliger bitden
zie auch der d
schieffung, Tomba
sch für manche
des Rheinsteins
das leichte silber
Reihe in grobe
Seine Erzgaler,
schöpflich. So g
reisten Ländern

Ein Z
Wenn man
als ihren furd
und ihren Erreg
er, dessen Mol
der Atomen W
lagern, die
Zellulationspro
es ist sich for
nimmt aus, lo
durch durch Bl
schlägt. Man i
Gesuchströmung
in einer Minut
nach kurzer Ze

Um so hö
Erna's Seiten
dem Verteidiger
Über konnte sie
kommen, das u
mit dem Urtei
geschloßen war
die neue Dieb
weihen noch im
feld verwies sic
herte, darin i
selle leidig seie
diese Dinge sei
diesen jungen
„Dr. Hall
bemerkte Erna
Villa des Gehr
man im Salon
„Das wir
laum zu ermit
auch im günst
Jubend ist eine
mit Fräulein
sicht mithin a
„Meinem
haller jene Da
erwiderte Erna
Der Rech
Ihm zeigte d
schönen Mädch
ieren sah ver
etwas andere
Um Erna
emb: „Sie bo

Deutschlands Metallreichtum.

Der Erzbergbau wurde in Deutschland von altersher mit Eifer betrieben. Auch heute steht er noch in Blüte, wenn gleich es gegenwärtig viel mehr deutsche Erze gibt, die Kohlen, Steinsalz und Kalisalze gewinnen als Erzbergleute. Was die Edelmetalle betrifft, so ist Gold im Mittelalter jedenfalls im deutschen Lande mehr gewonnen, als heute. Es kommt jetzt nur noch in geringen Mengen zur Ausbeute. Auch Silber hat man wohl niemals reichlicher erzeugt, als die Erzbergwerke im Harz im sächsisch-böhmischen Grenzgebiet in hoher Blüte standen. Trotzdem wird aber noch im deutschen Reich Silber gewonnen, als in jedem anderen Lande Europas. Die größte Menge des weißen Edelmetalls liefert die Mansfelder Kupfererzbergbau, außerdem wird es in Obersachsen, im Harz und im sächsischen Erzgebirge hier aber meist aus fremdländischen Erzen — gewonnen. Stuttgart, Bismarck und Hanau sind Hauptorte der Edelmetallbearbeitung.

Von den unedlen Metallen ist das Eisen das wichtigste. Deutschland besitzt einen großen Reichtum an Eisenerzlagern. Die größten und ausgedehntesten befinden sich im Osten und Westen des Reiches, in Obersachsen und in Lothringen. Aber auch Rheinland und Westfalen, Hannover und die thüringischen Gebiete, Hessen, Nassau und noch einige andere Landesteile liefern Eisen. Im Jahre 1880 wurden schon 1500 Millionen Kilogramm im Werte von 152 Millionen Mark an deutschen Erzen gewonnen. 1900 war die Ausbeute auf 8500 Millionen Kilogramm gewachsen und ist seitdem in steter Zunahme geblieben. Unter allen Metallindustrien ist daher in deutschen Reich die Eisenindustrie obenan. Von ganz besonderer Bedeutung ist die Stahlindustrie geworden. Man braucht nur die Städtenamen Eisen, Bochum, Solingen, Remscheid, Erfurt, Suhl, Sommerda, Spandau, Berlin, Magdeburg, Jena, Aachen, München usw. zu nennen, um an all die großen und kleinen Erzeugnisse aus Eisen und Stahl zu erinnern, die für kriegerische und zivile Zwecke, für Verkehr und Gewerbe, Landwirtschaft und Fabrikfähigkeit, Handwerk und Hausbedarf hergestellt werden. Man erinnere sich auch an die Werften in den deutschen Hafenorten von Emden bis Königsberg, an den Bau der Fahrzeuge aller Art, Kriegs- und Handelschiffe. Deutschland ist in der Verwertung des Eisens und Stahls allen Ländern der Welt, selbst England, mindestens ebenbürtig.

Auch das Kupfer ist in Deutschland vielfach verbreitet. Die Mansfelder Land liefert das meiste und beste. Fabriken zur Kupferverwertung finden in den hochentwickelten deutschen Gewerben der Zudergewinnung, der Brauerei und Spiritusherstellung Abnehmer, noch leistungsfähiger in den Zweigen der Elektrotechnik, des Maschinen- und vor allem des Schiffbaues. China liefert Deutschland nächst England von allen europäischen Ländern am besten und meisten. Im Königreich Sachsen wird es hauptsächlich gewonnen. Freilich ist es nur eine Frage der Zeit, daß unsere, wie die englischen Zinnlagerstätten erschöpft werden. Da auch die großen Erzgruben in den ostindischen Inseln Banta und Boleton stark in ihrem Inneren nachlassen, kann mit Sicherheit auf eine bedenkliche Zinnnot in absehbarer Zeit gerechnet werden, wenn es nicht gelingt, noch unbekannte Zinngruben rechtzeitig zu finden und zu erschließen. An Blei ist unser Reich durchaus nicht arm. Im Rheinlande, in Obersachsen, in Hessen-Nassau und im Königreich Sachsen wird es gewonnen und teilweise auch verarbeitet. Auch Nickel und Kobalt liefern die deutschen Bergwerke. Für Zink ist Deutschland das erste Bergwerks- und Hüttenland der Erde. Namentlich die oberflächlichen Galmeslager bilden die Grundlage für Herstellung reiner Zinks, wie auch der daraus erzeugten Metallmischungen (Legierungen) Messing, Tombak, Neusilber, Messing usw. Das giftige und doch für manche Gewerbe unentbehrliche Arsen liefert besonders Reichenstein in Schlesien. Endlich sei noch erwähnt, daß das leichte silberglänzende Metall Aluminium im deutschen Reich in großen Massen hergestellt und verarbeitet wird. Seine Erträge, die Tonfahnen, sind in Wahrheit unerschöpflich. So gehört Deutschland entschieden zu den metallreichsten Ländern der Erde.

Ein Feind des Bergmanns.

Wenn man von Schlagwetterkatastrophen in Bergwerken und ihren furchtbaren Wirkungen liest, so hat man sich als ihren Erzeuger das Methon oder Grubengas zu denken, dessen Moleküle sich aus je einem Atom Kohle und vier Atomen Wasserstoff zusammenlegen. Da auch in Kohlenlagern, die hunderttausende von Jahren alt sind, die Gaskonzentrationen noch immer langsam fortgeschritten, bildet es sich fortgesetzt in mehr oder weniger Mengen und kommt aus, sobald der auf dem Kohlenlager lastende Druck durch Bloßlegung des Gases an irgend einer Stelle nachläßt. Man kennt solche „Bläser“, wie der Bergmann diese Gasausströmungen nennt, die bis zu 200 Kubikmeter Gas in einer Minute liefern, und während die einen sich schon nach kurzer Zeit erschöpfen, dauert bei anderen die Gas-

ausströmung durch Jahre und Jahrzehnte fort. Der Gasdruck erreicht dabei im Innern des Gases zuweilen die ungeheure Höhe von 30 Atmosphären, was in gemeinverständlichem Deutsch übertragen, soviel bedeutet, daß das Gas auf jeden Quadratzentimeter des umgebenden Gesteins einen Druck bis zu 30 Kilogramm ausübt. Sehr bemerkenswert ist dabei der Einfluß, den der Wechsel des Wetters auf die Schlagwetter ausübt. Steigt das Barometer, so sinkt der Gehalt der Grubenwetter an Methon und Kohlenwasserstoffen, während er bei fallendem Luftdruck sich zunimmt. Unter normalen Verhältnissen genügt das leichte, spezifische Gewicht des Grubengases, um es nach oben entweichen zu lassen. Eigens zu diesem Zweck erbaute Schächte und kräftig wirkende Ventilatoren tun das übrige dazu. Bei geringem Barometerdruck, beim Aufschlagen von Bläsern und aus anderen noch nicht völlig klar gestellten Ursachen entwickeln sich aber besonders in Rettschächten, wie sie sich auch in der Redengrube vorfinden, so bedeutende Mengen des leucht- und geruchlosen und sich deshalb der direkten Wahrnehmung durch die Sinne entziehenden Gases, daß die Wetterführung versagt. Entfällt die Luft 7 Proz. Methon, so beginnt die Gefahr der Explosion herbeizuführen. Meistens ist es jedoch das vorläufige Methon, wenn ein Arbeiter die aus irgend einem Grunde erloschene Sicherheitslampe nicht, wie er es tun sollte, an einen gasfreien Ort zurückträgt, sondern mit offenem Licht ausläßt. Ein Glührohr flammte auf; der fast überall vorhandene feine Kohlenstaub vernebelt, wenn er nicht dauernd feucht gehalten wird, die Gewalt der Explosion, und nachdem es Nacht geworden, folgen die sogenannten giftigen „Nachschwaden“, das durch die Verbrennung des Sauerstoffs zur Atmung untauglich gewordene Verbrennungsgas, in dem die erlöschende, die nicht sofort verbrannt oder zerstreut wurden. In vielen Fällen geraten dann auch noch die mächtigen Holzstützen, die in Brand und verrotten, wenn ständiges Gefäß vernichtet wird und Stollen und Schächte zusammenbrechen, den Kollenden den Weg. Schwarze Tage in der Geschichte der Schlagwetterkatastrophen sind die Montage, aus denen aus nabegelegenen Ursachen die Aufmerksamkeit manches Arbeiters herabgezogen ist. Auch wenn der Betrieb aus technischen Gründen zeitweise eingestellt werden mußte, sammeln sich oft Gase an, die bei regelmäßig fortgesetzter Arbeit leicht entzündet werden könnten. Zu allem diesen gesellt sich aber auch noch die Gefahr, daß die mächtigen Holzstützen, die der Kohlenbergbau nach Ausbeutung der höher gelegenen Blöcke zu immer tieferen hinabsteigen muß. Gegen die Erdoberfläche abgeklaffen, sind sie durch Verwitterung nur wenig entlastet, und auch die hohe Temperatur trägt viel dazu bei, die Gase in Freiheit zu setzen, sobald die Erschließung des Blöckes beginnt.

Der Revolverheld aus dem Wiener Parlament.

Unser Bild zeigt den dalmatinischen Tischlergehilfen Njegos, der bekanntlich vor einigen Tagen von der Galerie



Nikola Njegos-Wawrak, dalmatinischer Tischlergehilfe aus dem Wiener Parlament.

des Wiener Parlamentes auf den Justizminister von Hofenburger fünf Schüsse abfeuerte, die glücklicherweise ihr Ziel verfehlten. Njegos, der im 26. Lebensjahre steht, ist nicht ohne Bildung. Er hat die höhere Schule in seiner Heimat-

stadt Sebenico besucht. Seine Dienstzeit hat er bei dem Infanterieregiment Nr. 22 im Jahre 1907 verbracht. Schon im ersten Dienstjahre hat er es bis zum Korporal gebracht. Dann hat er sich der sozialdemokratischen Partei angeschlossen. Er hat sozialdemokratische Versammlungen besucht. Zweimal hat er sich im Laufe seiner militärischen Dienstzeit von der Truppe eigenmächtig entfernt. Auch nach Vollendung seiner Dienstzeit erhielt er Strafen wegen Wiederholbarkeit.

Allerlei.

Die Kattaniendiebe. In einer kleinen Hafenstadt Süddeutschlands gibt es herrliche, jahrhundert alte Alleen. Am besten natürlich gefällt es den Kindern in der Kattaniendiebstahl, und auch hier, wie es in Weimar schon zu Goethes Zeiten geschah, arbeiten die Jungen mit Steinen und Knütteln. Wie oft schwebt mir da auf der Zunge ein harter verweisender Ruf, und wie oft habe ich ihn wieder zurückgebrannt, weil mir stets dabei ein Gedächtnis unseres Theaters vor Augen kam, der darin entschieden mehr Verständnis und Humor zeigt für das, was die liebe Jugend freut, als es unser Altheiter in Weimar befehlen hat. Es heißt da unter den kleinen Gedächtnis, die er auf verschiedene Monate gemacht hat, über den „August“.

Die verehrlichen Jungen, welche heuer meine Messel und Birnen zu stehen gedenten, Erlaube ich höflichst, bei diesem Vergnügen, Womöglich inwieweit sich zu beschränken, daß sie daneben auf den Beeten, die die Wurzeln und Erbsen nicht zertreten.

Liesesaffäre. In einem Gasthause in Eisenbrod (Böhmen) erlosch der 24jährige Seibt aus Bissen seine 16jährige Geliebte, die Tochter eines Polizeibeamten in Tarnau. Darauf brachte er sich selbst eine tödliche Wunde bei.

Die Küche des Schahs. Der Knabe, der heute den Titel eines Schahs von Persien führt, ist zugleich der Besitzer der kostbarsten Küche der Welt, denn die Küchengeräte, die Teller, Schüsseln, Deckel und Töpfe stellen für sich allein ein solches Vermögen dar und werden von Kennern auf einen Wert von rund 10 Millionen Mk. geschätzt. Alle Kochtöpfe des Schahs sind in der Innenseite stark verguldet, Teller, Schüsseln und Teller sind sogar massives Gold und die Küchenmesser sind am Schafte mit den edelsten Juwelen und Edelsteinen geschmückt. Nach den Evening News kann sich mit dieser Küche keine andere an Kostbarkeit messen, es sei denn die Kücheneinrichtung im Madrider Königsschloß, die ebenfalls kostbare silberne und verguldete Kochtöpfe aufweist.

Die größte Familie der Welt. In Jackson County in Kentucky feierte vor einiger Zeit Mrs. Jane Morris ihren 87. Geburtstag. Diese Dame kann, wie den „Cnn“ geschrieben wird, sich rühmen, die größte Familie der Welt zu besitzen. Sie ist überall unter dem Namen „Tante Jane“ bekannt und hat nicht weniger als 518 direkte Nachkommen. Sie selbst hat 5 Söhne und 10 Töchter. Ihr ältester Sohn hat 10 Kinder, ihre älteste Tochter sogar 15, der zweite Sohn hat die zweite Tochter 16, der dritte Sohn 13 usw. Dazu kommen dann noch die Urenkelkinder, deren sie durch die Familie ihres ersten Sohnes 50 besitzt, durch die Familie einer Tochter sogar 67 Urenkelkinder. Alles zusammen genommen besitzt Tante Jane 128 Enkel, 326 Urenkel und sogar schon 49 Ururenkel. Die ganze Familie besteht demnach also aus nicht weniger als 518 Mitgliedern.

Aus den Wolken gefallen. In dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten hatte man den ersten Bewohner jenes Planeten entdeckt, der seit jeher die Aufmerksamkeit von Gelehrten und Laien auf sich gezogen hat. Nicht lebendig, aber doch unter so eigenartigen Umständen, daß die Deffinitivität bei der Nachricht von dem Funde in äußerster Aufregung geriet. Im Staate Arapahoe bohrte ein Mann namens Paxton nach Petroleum und stieß auf einen Meteoriten von ungewöhnlicher Größe, der sich tief in die Erde eingewühlt hatte. Ein Geologe wurde bemüht, der sich entschloß, nähere Untersuchungen anzustellen, und, als man einen genügend großen Gang ausgehöhlt hatte, mit Herrn Paxton in die Tiefe des Blocks eindrang. Bleich und zitternd kamen beide zurück. Da drinnen ruhte zu ihrem Entsetzen ein Menschlein von kaum vier Fuß Größe. Der Kopf war gut erhalten und einbalsamiert; an Stelle der Nase aber trug er einen Kaffel. Das Selbstmord war, daß man bei dem toten Fremdling ein Geldstück fand, auf dem die Planeten dargestellt waren, wie sie die Sonne umkreisen. Mächtiger und größer aber als alle anderen war der Mars. Konnte es zweifelhaft sein, daß die rätselhafte Mumie geradezu von jenem Planeten herunter auf unsere Erde gekommen war? Man war sich vollkommen darüber klar. Bis sich eines Tages derjenige fand, der sich als den Anführer des Scherzes bekannte und die Finder auch aus den Wolken fielen.

Das Technikum Lemgo in Lippe beginnt für die Fachabteilungen für Hochbau, Maschinenbau und Landindustrie am 31. Oktober, das Winterhalbjahr (Vorunterricht 4. Oktober), während in der Heizerschule der Unterricht am 4. Januar, in der Elektroschule am 17. Januar beginnt. Programm und nähere Auskunft durch die Direktion unentgeltlich.

Dr. Hartwig schaute die junge Dame scharf beobachtend an; er war einen Moment unschlüssig, dann aber stimmte er zu: „Wenn ich auf Ihre Verschwiegenheit rechnen kann, gnädiges Fräulein, so will ich gern den Fall erzählen. Absonderliches hat er nicht, höchstens das, daß ich, wenn meines Gegners Kugel mich eine Linie weiter links in der Brust getroffen hätte, schon lange in der Erde ruhte!“

Der Zufall hatte es gewollt, daß Dr. Lothar Haller zur selben Stunde mit seiner Braut und Frau Hertha Brandt, deren Schwester, über das gleiche Thema sprach. Und das war so gekommen!

Die vom Geheimrat Weener gefürchtete, von seiner Tochter im Stillen herbeigewünschte Unterredung des Präsidenten des Aufsichtsrates der Gesellschaft „Komet“ mit Dr. Haller hatte stattgefunden, äußerlich in sehr verbindlichen und liebenswürdigen Neußerungen, aber die Form konnte nicht über Kern und Zweck hinwegtäuschen.

Der Präsident hatte gar nicht einmal von dem speziellen Fall Weidenfeld gesprochen, er hatte nur darauf hingewiesen, daß verschiedene Vorkommnisse seiner Gesellschaft und deren Beamten, vom ersten bis zum letzten, die zwingende Notwendigkeit auferlegten, allem entgegenzutreten, was zu irgendwelcher falscher, wenn auch nur irriger Auffassung Anlaß geben könnte. Allerlei auch Dr. Haller wohlbekannte Ereignisse bei anderen Gesellschaften hätten deutlich erkennbare Einflüsse auf Kredit und Autorität geübt, namentlich das Vektore sei festzustellen gewesen, und er wüßte daher, was ja auch ganz selbstverständlich sei, in seinem Unternehmen auf nichts zu stoßen, was ähnliche Folgen auch nur in den Bereich der Möglichkeit lassen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Um so höherer Zuverlässigkeit erfreute sich von Erna's Seiten der Rechtsanwalt Dr. Hartwig. Ihn, dem Verteidiger Frau Hertha's in deren Prozeß, gegenüber konnte sie natürlich nicht auf diese Anklage zurückkommen, das würde dem Juristen, für welchen die Sache mit dem Urteilspruch der Geschworenen erfolgreich abgeschlossen war, doch zu sehr aufgefallen sein, aber auf die neue Diebstahls-Affäre, auf den für die Nichteingeweihten noch immer als verschollen geltenden Egon Weidenfeld verwies sie. Und so vorsichtig Dr. Hartwig sich äußerte, darin mußte er ihr recht geben, daß diese Vorbehalte, die sie freilich interessierte mehr, als alle diese Dinge seine steigende Aussicht, die Hand der schönen, reichen jungen Dame erringen zu können.

„Dr. Haller sollte gegen die Verleumdung vorgehen!“ bemerkte Erna eines Abends, als der Rechtsanwalt in der Villa des Geheimrates einen Besuch abgestattet hatte und nun im Salon der Tochter des Hauses gegenüber saß. „Das wird sehr schwer sein, weil der wahre Urheber kaum zu ermitteln sein dürfte. Und solche Prozesse haben auch im günstigsten Falle mancherlei Verdrießlichkeiten. Zudem ist eine offizielle Verlobung des Herrn Dr. Haller mit Fräulein Weidenfeld ja noch gar nicht proklamiert, es müßte mithin an der eigentlichen Handhabe.“

„Meinem Papa und auch mir gegenüber hat Dr. Haller jene Dame rüchlos als seine Braut bezeichnet“, erwiderte Erna hastig. Der Rechtsanwalt lächelte sein eigenartiges Lächeln. Ihm zeigte diese nicht zu unterdrückende Festigkeit des schönen Mädchens, daß sich ihre Neigung in immer schärferen Maß vermindert. Er sagte daher nur: „Das ist etwas anderes!“

Um Erna's Mund zuckte es. Jetzt fragte sie laut: „Sie haben Frau Hertha Brandt verteidigt. Wür-

Zweites Blatt zu Nr. 41.

Den Kaiser im Manöver

schilbert eine anschauliche Skizze von Richard Schott, die Nr. 1 des soeben beginnenden 48. Jahrgangs des „Daheim“ bringt.

Die Kaisermanöver, die in diesem Jahre an den Grenzen von Pommern und Mecklenburg der Welt wieder in so überzeugender Weise dargelegt haben, daß unsere Waffen nach wie vor scharf und schneidig sind, verdienen ihren Namen nicht nur um der Neugierlichkeit willen, daß sie vor den Augen des Kaisers, als dem Bundesoberhaupt, stattfinden, sie sind auch im tieferen Sinne Kaisermanöver, denn die Persönlichkeit des Kaisers drückt ihnen ihr besonderes Gepräge auf und verleiht ihnen ihre hohe Bedeutung nach innen und außen. Mit der Persönlichkeit des Kaisers gleichsam haben unsere großen Friedensübungen sich entwickelt. Aus den Paradeübungen, die meist in irgendeinem Bravourstudium gipfelten, sind die wirklich kriegsmäßigen Übungen herausgewachsen, die jetzt die Bewunderung aller Kenner hervorrufen und bei denen Führer und Mannschaften, Intendanturen und Eisenbahnen, vor allem aber die heute so wichtigen technischen Kommandos aller Art Gelegenheit finden, sich für den Ernstfall vorzubereiten.

In früheren Jahren pflegte der Kaiser kein Manöver vorübergehen zu lassen, ohne seiner hohen Gemahlin oder den fürstlichen Gästen eine gewaltige Attacke vorzuführen, und das gab zuweilen militärische Schaupiele von ungewöhnlicher Großartigkeit, wie im Jahre 1903 bei Rospitz, wo der allerhöchste Kriegsherr, der bekanntlich ein hervorragender Reiter ist, an der Spitze der Seydlitz-Kürassiere mit einer ganzen Kavallerie-Division einen ähnlichen Angriff ausführte, wie er einst dem Großen Friedrich zu seinem berühmten Siege verholfen hatte. 1899 führte der Kaiser bei Ludwigsburg sogar ein ganzes Kavallerie-Korps, und im Interesse der Manöverbühnen, die heute nur noch schlecht auf ihre Kosten kommen, mag es zu bedauern sein, daß diese großen Reiterkämpfe aufgehört haben, die in den Rahmen einer kriegsmäßigen Übung natürlich nicht mehr passen, für die militärische Erziehung aber immerhin eine gewisse Berechtigung und Bedeutung hatten.

Auch der berühmte Attadenschimmel des Kaisers mag es zuweilen schmerzhaft empfinden, daß er so etwas nicht mehr mitmachen kann. Er war ein prächtiges Tier und so sicher, daß sein hoher Herr nur ungenutzten Sattel zog, wenn er ihn nicht zwischen den Schenkeln fühlte. Mit seiner vielseitigen Verwendbarkeit aber hatte es seine eigene Bewandnis. Der gute Schimmel war ein Verwandlungskünstler. Während die Kürassierpferde den Schweiß bekanntlich kuppeln tragen, huldigen die Husaren dem Grundgesetz: Wer lang hat, läßt lang hängen. Der Attadenschimmel konnte beides. Trug sein kaiserlicher Reiter Koller und Kürass, so ragte der kurze Schweiß wie der letzte Fleck über die Kruppe heraus, erschien der Kaiser dagegen in Attila und Pelzmütze, so zierte das treue Roß der wunderbarste Husarenschweif, während gleichzeitig die sonst ganz kurzgeschneitene Mähne in zierlichen Locken vom Kamm herabherabwallte. Im Stall des Herrn von Weichersdorff zu Dreßda bei Baugen, wo im Kaisermanöver 1896 der Maritall untergebracht war und wo auch ich das Vergnügen hatte, einige Tage einquartiert zu sein, habe ich selbst einmal gesehen, wie dieses Wunder sich vollzog. Schweiß und Mähne wurden anstrichelt, und

geschickt waltete der betreffende Roß-Haarkünstler seines Amtes, daß selbst das Auge des Kenners nicht ohne weiteres bemerkt haben würde, daß hier der Natur ein Schnippchen geschlagen worden war.

Bis vor wenigen Jahren pflegte der Kaiser auch häufig die Führung selbst zu übernehmen. Neuerdings beschränkt sich der Kaiser darauf, als oberster Schiedsrichter über den Wassern zu schweben. Mit einem riesigen Stabe von Adjutanten, Ordnonanzoffizieren, umgeben von der Leibgarderie, die ihm die Kaiserstandarte nachträgt, beobachtet der allerhöchste Kriegsherr die Bewegung der beiden Parteien, wird durch Fernentelegraphie, Lichtsignale und Flaggenwinter unausgesetzt durch die zahlreichen Ober- und Unterschiedsrichter über alle Einzelheiten auf dem laufenden unterhalten und bildet sich so ein Urteil, das dann in der großen Schlusssitzung zum Ausdruck gelangt. Oft sieht man den Kaiser stundenlang auf einer Höhe stehen, mit seinen Begleitern die Karte studierend, durch das vor ihm aufgestellte Fernrohr schauend, oder die Meldungen entgegennehmend, die von allen Seiten, über die Erde fort und durch die Luft herangebracht werden. Ueber ihm schwebt ein Ballon oder ein Drachen für drahtlose Telegraphie. Dicht hinter ihm ist die Telephonkette aus Zeltstücken aufgestellt, die unausgesetzt in Betrieb ist. Daneben ist der Lichtsignallapparat, dessen jah aufblitzende Lichtsignale selbst bei hellem Sonnenschein viele Kilometer weit sichtbar sind.

Das ist dann eigentlich heutzutage die einzige Gelegenheit für die Manöverbühnen, etwas zu sehen. Die Herren Gendarmen, die in weitem Umfange den Platz um „S. M.“ abgesperrt halten, sind zwar sehr streng; sie fühlen sich immer mächtig in diesen Tagen. Aber ab und zu, wenn der Kaiser einmal seine Stellung wechselt, oder gar zu Pferde steigt und plötzlich davonpöngt, gerät die stundenlang hier harrende Menge doch in freudiger Aufregung. „Da, da, siehst du ihn? Das ist er! Hurra, hurra, hurra!“ Und das ist den biederen Leuten, die oft viele Meilen weit zu Fuß dahergewandert kommen, wohl zu gönnen. Denn für die Zuschauer im Manöver war es früher viel schöner, als die angreifende Infanterie, die sich jetzt so geheimnisvoll wie möglich an den Feind heranmacht, noch in so schön geordneten Kolonnen unter den Klängen des Avanciermarsches über die Talgründe daherpardierte. Kopfschüttelnd habe ich manchen alten Kriegsmann, der einmal sehen wollte, wie es jetzt die jungen machen, sich auf dem fast leeren Schlachtfeld umhlicken sehen. Er hörte das Dröhnen der Geschütze, das Knattern der Maschinengewehre, und das Prasseln des Infanteriefeuers. Aber — „Poh Bomben und Granaten! Wo stecken denn die Kerls? Ist das überhaupt Krieg, wenn man nicht mal sieht, woher und wohin geschossen wird?“ Manchmal habe ich dann wohl einem oder dem anderen Gelegenheit gegeben, einmal hinter einem Berge die unausgesetzt feuernden Batterien mit ihren gepanzerten Rohrläufelassen zu beobachten oder die Hauptbatterien, die mit unheimlicher Ruhe aus der Dedeck heraus ihre fürchterlichen Geschosse viele Kilometer weit auf die feindliche Stellung schleudern. Und wenn sie dann einmal bei einer Maschinengewehrabteilung dem mörderischen Spiel der kleinen Bleispatzen zugehauert, oder gar in der Nähe einer Batterie schwerer Feldhaubitzen der Fußartillerie die Erde unter sich erbeben gefühlt haben, dann wird ihnen doch wohl manchmal ein Schauer den Rücken heruntergelaufen

sein, und die Ahnung von etwas Ungeheuerlichem wird sie durchrieselt haben — die Ahnung von den Schreden des modernen Krieges, dessen furchtbarer Ernst sich in den Manövern von heute, in den Umrisen wenigstens, widerspiegelt.

Ja, ein Kaisermanöver von heute ist eine sehr ernste Sache, und ernst sehr ernst ist es auch dem Kaiser um sein schwieriges Schiedsrichteramts. Da die Übungen jetzt nicht mehr alltäglich wie früher unterbrochen, sondern Tag und Nacht unausgesetzt durchgeführt werden, gehen die Bewegungen, wie im Kriege selbst, ohne Aufenthalt weiter. Da muß natürlich der, der sich ein vollständiges Urteil bilden will, immer auf dem Platze sein. Nur wenige Stunden gönnt sich der Kaiser, der neuerdings meist in unmittelbarer Nähe des Manövergeländes auf dem Schlosse eines der dort begüterten Magnaten absteigt; dieses Mal wohnte er beim Grafen Arnim in Boitzenburg in der Uckermark. In frühesten Morgenstunden geht es dann im Kraftwagen hinaus, und erst wenn die militärische Lage der Übung es gestattet, meist spät gegen Abend, kommt er zurück. Höchstens wird eine Frühstückspause gemacht, für die eigens ein elektrisch betriebenes Küchenauto dem kaiserlichen Troß beigelegt ist. Es hat die Form eines (natürlich besonders eleganten) Möbelwagens und birgt in seinem Innern alles, was erforderlich ist, um für den Kaiser, seine Gäste und nächste Umgebung ein Mahl zu bereiten und in angemessener Weise auszuführen: Elektrischen Herd mit den nötigen Töpfen, Kesseln und Pfannen, Eisbehälter und Wasserbehälter, Geschirre und Tischzeug, Kaffee- und Teeervice, Küchenutensilien aller Art und sogar Tische und Stühle. Schon während der Fahrt waltet der Koch seines Amtes, denn die Zeit für das Frühstück ist nicht vorher festgelegt, plötzlich wenn die Gefechtslage es gestattet, befiehlt der Kaiser das Mahl, und das Tischlein-deck-dich muß da sein.

Oft kehrt der Kaiser auch gar nicht in sein Quartier zurück und ruht ein wenig mitten im Manövergelände im Eisenbahnwagen oder in seinem Zelt, einer aus mehreren Gemächern bestehenden, leichtbeweglichen Barade, wie sie auch bei der Kaiserreise nach Jerusalem im Jahre 1898 mitgeführt wurde. Meist läßt der Kaiser sich dann das Zelt an irgendeinem abgeschiedenen Platze aufstellen, mitten im Wald am Ufer eines Sees, oder auch auf einer einsamen Höhe.

In die Schlösser, in denen der Kaiser absteigt, — zuweilen ist es auch das Haus eines Privatmannes, wie in Deynhausen 1897, oder ein Hotel, wie 1909 in Meranheim, — bringt die hohe Einquartierung naturgemäß lebhaft Aufregung. Oft werden die vom Kaiser bewohnten Zimmer vollkommen neu eingerichtet, frisch tapeziert und wohl auch mit Möbeln aus dem Berliner Schlosse ausgestattet. Gewöhnlich wird auch das Geschir und Tafelzeug vom Hofmarschallamt mitgeführt, und nicht selten gibt es sogar bauliche Veränderungen, namentlich wenn noch andere Fürstlichkeiten den kaiserlichen Gast begleiten.

Der Kaiser geht in den Manövertagen vollständig in seiner Aufgabe auf. Man sieht es ihm an, daß er nicht nur in vollem Umfang seine Pflicht zu erfüllen sucht, sondern daß er mit Leib und Seele dabei ist, mit seinem ganzen inneren Menschen, seiner ganzen Persönlichkeit, die so im wahrsten Sinne des Wortes diese Manöver zu Manövern des Kaisers macht.

Das süditalienische Volk und die Cholera

beleuchtet ein Aufsatz von Wilhelm Hörstel, den Nr. 1 des neuen, 48. Jahrgangs des „Daheim“ veröffentlicht, sehr treffend. Es heißt darin: Die Nachricht von den Schredenstaten des Volks von Verbicaro in Kalabrien, das den Bürgermeister, den Arzt und die Beamten töten wollte und den in seine Hände gefallenen Gemeindeführer lynchte, weil es jene Männer für Verbreiter der Cholera im Auftrag der Regierung hielt, hat gewiß im zivilisierten Europa nicht überall Glauben gefunden. Und doch kann sich darüber nur wundern, wer Süditalien nicht kennt.

Sehen wir uns zunächst Verbicaro einmal an! Es ist ein kalabrisches Bergdorf mit etwa 4000 Einwohnern, 500 Meter über dem Meer gelegen, Hauptort eines Wahlkreises und hat auch eine Eisenbahnstation, von der aus man jedoch noch etwa zwei Stunden auf holperigem Maulterpfad zu ihm hinaufsteigen hat; eine Fahrstraße fehlt ihm bis heute. Seine vielfach vom Erdbeben zerrissenen Steinhütten sind bewohnt von armen Bauern. In den engen, schmutzigen Gassen wimmelt es von schwarzen Borstentieren. In den Wohnungen hängen forasacini, Zauberverbreiter, Abwehrmittel gegen Verhexung und bösen Blick: Hörner, Hufeisen, stachelige Gewächse, und überall leuchtet in dem Halbdunkel die rote Farbe, die man — außer geweihten Madonnen- und Heiligenbildern und anderen Amuletten — auch am Körper trägt und in Troddeln und Bändern den Tieren, die übrigens in Süditalien sehr grausam behandelt werden, zum Schutz gibt. Auch die vorübergehende Auswanderung zahlreicher Männer nach Nordamerika hat bisher den Kulturstand Verbicaros noch nicht beeinflusst.

Als im Jahre 1857 die Cholera in dem schmutzigen Dorfe eine reiche Ernte hielt, wurde der Bürgermeister zur Strafe dafür, daß er mit weißem Pulver das Wasser vergiftet habe, an den Schweiß eines Maultieres gebunden, durch das Dorf geschleift und zu Tode gemartert. Er war der Großvater des jetzigen Bürgermeisters, der genau wußte, was ihm bevorstand, wenn die Cholera Verbicaro erreichte, und daher bei ihrem Herannahen um Schutz bat. Es wurde eine Abteilung vom Roten Kreuz

entsandt und die nötigen sanitären Maßnahmen getroffen, und nun kam der Schredenstag, an dem ein Priester das erregte, abergläubische Volk noch mehr aufhetzte, und der Klang der Gloden dem Volksgericht über die vermeintlichen Gifttreuer eine feierliche, furchtbare Weihe gab.

Die Berichte aus Verbicaro und anderen Orten erinnern an die Schilderung Manzoni's von der Pest in Mailand vor drei Jahrhunderten, wo der seine Braut suchende Renzo für einen untore, einen Gifttreuer, gehalten wurde. Der erste Bürger, auf den er zugeht, um ihn zu fragen, sah ihn mit schmerzlichen Blicken an und maß ihn von fern mit bedenklicher Scheu, dann verdrehte er die Augen, tat einen Schritt zurück, hob den Knienstock empor, streckte ihn von sich aus und rief: „Weg, weg! Denn so ein bißchen Pulver ist im Augenblick angeblasen.“ Der Zweite, an den er sich wandte, war ein Priester, der zwar stehen blieb und ihn anordnete, aber seinen Stab vor sich auf den Boden pflanzte und sich so gleichsam durch ein Bollwerk sicherte. Die Frau, bei der seine Lucia gedient hatte, stimmte in das Geschrei eines Weibes ein: „Ein Gifttreuer! Padt ihn!“

So glaubten im Jahre 1911 in Süditalien noch Hunderttausende, daß die Cholera durch die untore gebracht werde, weil sonst ein krankenloser Mensch nicht in wenigen Stunden oder gar Sekunden sterben könne. Die oft auffallend schnelle tödliche Wirkung der Cholera und das Grauen vor ihr wirken zusammen, daß man ihre Ursache nicht in eine Linie mit der anderen Krankheit stellt, daß man als ihren Erreger nicht einen kleinen, tödlichen Bazillus, sondern ein Giftpulver ansieht, das von der Hand der untore namentlich in Quellen und Brunnen, aber auch direkt gegen Menschen ausgestreut werde. Und weil von der Cholera fast ausschließlich die Armen befallen werden, hält man die Wohlhabenden für die untore und besonders die Regierung, die durch die Hand ihrer Vertreter — Bürgermeister, Gemeinderäte, Ärzte, Amtsrichter, Postbeamte, Karabinieri usw. — das Pulver austreut, um die Zahl des armen Volkes zu vermindern. Es war daher ein unglückliches Zusammentreffen, daß der Cholera in diesem Jahre die Volkszählung vorangegangen war. Die glühende Phantasie des ebenso unwissenden wie abergläubischen Volkes weiß von vielen Tatsachen aus früheren Zeiten, die seine von der Rechts abweichende

Auffassung vom Choleraerreger erhärten; und an dem Felsen dieser „Tatsachen“ zerschellen alle Aufklärungsversuche.

Als der Gemeindevater Grisolia vor einigen Tagen in einer armen Hütte einen Kranken untersucht hatte und nach seinem Notizbuch in die Tasche griff, rief eine Frau voll Schreden ihre Kinder zurück, weil sie fürchtete, er wolle das gräßliche, weiße Pulver heraushehlen. Eine andere Frau flehte Bargini, den Berichterstatter des „Corriere della Sera“ an, ein gutes Wort für ihre Kinder einzulegen, daß man sie ihr nicht töte. In Scalea kam kürzlich ein Menschenhaufe zu einem wohlhabenden Besitzer, einem Mitglied des Provinzialrats, mit den Worten: „Wir stellen uns unter Ihren Schutz. Per carità, vergiften Sie uns nicht!“ Während der gerichtlichen Untersuchung in Verbicaro erschienen einige Frauen und baten: „Eccellenza, geben Sie uns ein Gegengift! Lassen Sie uns nicht sterben!“ Auf die Versuche der Beamten, die Gängstigten zu beruhigen, antwortete eine Alte: „Einem jungen Mädchen haben Sie das Gegengift gegeben, weil sie hübsch war. Sollen wir sterben, weil wir häßlich sind?“ Also auch für das Gegengift Tatsachen!

Dieses bemitleidenswerte Volk wähnt sich von der Regierung dem Tode geweiht und trifft daher seine Schutzmaßnahmen, indem es die zur Desinfektion ausgesandten Sanitätskolonnen zurücktreibt, die Ärzte blutig verfolgt, wie es Anfang Juli auch in Nettuno bei Rom geschah, vor allem aber den Bürgermeister unschädlich zu machen sucht, weil dieser in erster Linie als Arzt der Regierung gilt. In Grisolia hat man sich vorläufig darauf beschränkt, das Gemeindegeld zu warnen, indem man abends bewaffnet vor sein Haus zog und die Nacht über dort Wache hielt, damit der untore nicht die Dunkelheit zu seinem finstern Werke benutzen könne. Kommt die Cholera nach Grisolia, so ist er seines Lebens nicht mehr sicher. Während der Cholerazeit kann es übrigens auch einem Fremden dort vielleicht ergehen, wie dem armen Renzo vor dreihundert Jahren in Mailand. Wurde doch während einer Choleraepidemie in Messina ein fremder Herr, der sich küdete, um etwas von der Straße aufzuheben, was ihm aus der Tasche gefallen war, von Herbeieilenden mit Stöcken bedroht, weil sie annahmen, er wolle das Choleragift austreuen.

ende Rauchen
empfehlen

meinen paradiesischen
ungeschwefelten
desab sehr
kannlichen und
gesunden Tabak
1 Tabakpfeife um-
sonst zu 3 Pfa. meine
berühmten Forster-
tabak für M. 42. 12.
9 Pfa. Postentabak
u. Pfeife kost. 2.50 M.
nastern. Pfeife M. 2.
12. 9 Pfa. bolla. 2.
Kantaster mit Pfeife
M. 2.50 frank. 8 Pfa.
Frankfurter Kan-
stern. Pfeife kost. 2.
M. 10. — gegen Ka-
nahme. Bitte anneh-
nehmende Besondere
reichhaltige Holzpfeife
e. lange Pfeife erwünscht.
er, Bruchsal (Baden)
abrik. Weltweit

Bauschule
Rastede (Oldbg.)
Meister- u.
Polierkurse.
Vollständ. Aus-
bildung 1.5 Mon.
stübrl. Progr. frei.

ortmund.

zis verlegt

nach

sa.-Hof,

all 2, Ecke Brückstrasse

. Kraus

Spezialarzt für: 6441

arn-, Blasen-, Nieren-

leiden.

Institut für:

behandlung, Blutunter-

suchung.

rechstunden jetzt:

Vorm. 3/2-6 Nachm.

ephon Jetzt: 1067.

t - Pianos

rosser Auswahl,

gige Bedingungen

späteren Kaufe

bach Sohn,

Neuerweg 40/42.

kum

Hochbau-, Ma-

schienenbau-

Zieglerschule,

Heizerschule.

schule.

ende Okt.

zungen kostenfrei.

ryfläus

rat vernichtet radikal

bers Goldgeist. Patent-

ant. 75. 128. Gernsch. u. farbo.

Kopfhaut von Schuppen, be-

haarwuchs, verhärt. Zuzug.

Wichtig für Schulkinder

y. Amerikaner. Flasche

Properien und Apotheken.

Man hüte sich beim

Einwurf vor Nach-

mit ähnlichen Namen

und auf die Bezeichnung

Goldgeist W. 75. 128. a

ffeur-Schule

Bochum

er Clemensstraße 18.

ottstraße 32-34 bil-

zum Chauffeur

ipelt gratis. Stellen-

mäßig unter Gar-

08. 1041

ierapparat

Orif. A. A. Patent u.

regt überall

iges Aufsehen!

u. Vorposten frei ins

Berliner gesucht.

u. Göttingen-Göttingen.

Im

Stuhlfluchten

Mohr- und Wimper-

Wie man Engländer dupliert.

In San Franzisko ist es gelungen, einen der großzügigsten und schlauesten Schwindler festzunehmen, der seit Jahren allen Nachstellungen getrogt hat und insbesondere in England gutgläubige Gemüter um viele Hunderttausende, ja wahrhaftig um Millionen betrogen hat. Monate lang hatte es dieser schlaue Mr. Grant Ryman verstanden, in Europa seine Verfolger an der Nase herumzuführen, reiste in einem eleganten Automobil von Stadt zu Stadt, wechselte bei jeder Station seinen Namen und brachte so die waderen Sachwalter der Gerechtigkeit immer wieder auf die falsche Fährte. Das Hauptgebiet der Ryman'schen Schwindelmander war London. Hier hatte er in der Nähe der Sankt Pauls-Kathedrale ein luxuriöses Geschäftslokal eröffnet, zwei reichgallonierte Diener empfingen die Kunden und meldeten die Besuche an. Das größte Geschäft machte Ryman dadurch, daß er vermögende Engländer dazu überredete, ihr Geld in Zint-, Gold- und Kupferminen anzulegen, die natürlich überhaupt nicht existierten. Auf Grund seiner reichen Erfahrungen hat Ryman mit heiterem Lächeln erklärt, sein Volk der Welt sei so leicht und so bequem zu dupieren, wie der wadere John Bull. „Wenn man mit einem Engländer nicht sofort zum Ziele kommt, so braucht man nur seiner Eitelkeit ein klein wenig zu fröhnen. War der Besucher mißtrauisch gegen meine „Aktien“, dann zuckte ich die Achsel und warf eine Bemerkung hin, etwa des Inhalts: „Ja, ja, an solchen Unternehmungen können sich nur sehr vermögende Herren beteiligen usw.“ Sofort zappelte der Fisch an der Angel, die Angst, nicht für reich und vermögend zu gelten, erlischte alle Bedenken. Der Zusammenbruch Ryman's kam erst, nachdem er in London Millionen erschwindelt hatte. Die „Breite“ mußte etwas plötzlich vor sich gehen: während die Polizeibeamten an die verschlossene Tür pochten, kleidete sich Ryman hastig um, kletterte auf's Dach, glitt durch einen Ritzschacht in den Hof eines anderen Hauses hinab, eilte zum Bahnhof und konnte sich ein paar Stunden später in Paris ins Häußchen lagern, während die englische Polizei sich den Kopf zerbrach, wie der Schwindler entkommen sein könnte. Ryman kehrte sogar bald darauf nach London zurück, bestellte sich in Liverpool auf einem Amerikadampfer eine Luxuskabine und fuhr gemächlich in seine Heimat, ohne belästigt zu werden. Erst jetzt, nach vielen Monaten, konnten amerikanische Detektiven ihn in San Franzisko dingfest machen.

Das Ende der Geliebten Ferdinand Lassalle.

Frau von Schwetisch, die Witwe des kürzlich verstorbenen Schriftstellers, um deretwillen seinerzeit Lassalle im Duell fiel, vergiftete sich in München und starb im dortigen Krankenhaus.

Mit diesem sensationellen Selbstmord hat ein romantisches Lebensdrama einen romantischen Ausklang gefunden. 47 Jahre sind es nunmehr her, seit um ihrerwillen der Begründer und Führer der deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung auf Schweizer Boden seinen Wunden im Duell erlag. So war die Person der freigeistigen Tochter des bekannten Historikers und Diplomaten tragisch verknüpft mit der Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie, die ohne den plötzlichen Tod des mit Bismarck in politischen Beziehungen stehenden Lassalle sicherlich eine weit realpolitischere, ja sogar deutsch-nationale Wendung hätte nehmen können. Man weiß, daß Bismarck die Absicht gehabt hat, durch ein Zusammengehen der Konservativen mit dem Deutschen Arbeiterverein den konstitutionellen Hochmut des konfliktlustigen Liberalismus zu brechen. Da bereitete allen Möglichkeiten der Zukunft, das Verhängnis vom 31. August 1864, einer jener heimtückischen Zufälle der Geschichte, ein unerwartetes jähes Ende.

Selene von Dönniges, geb. am 21. März 1845 in München, geistvoll, gebildet, doch sprunghaft in ihren Entschlüssen, war mit Ferdinand Lassalle bekannt geworden, dem Salonsozialisten, der durch und durch Aristokrat und „gefällig mit der ganzen Bildung des Jahrhunderts“, in der Kultur der Griechen und in der Philosophie Hegels lebend, im persönlichen Verkehr mit den Spitzen der Gesellschaft und der Wissenschaft, sich im Deutschen Arbeiterverein ein Sprungbrett seines zügellosen Ehrgeizes geschaffen hatte. Wie Magnete zogen sich die beiden gleich extravaganteren Erscheinungen an und beide gedachten den Bund fürs Leben miteinander zu schließen. Aber die Familie von Dönniges war energisch und zäh gegen die Verführung mit einem jüdischen Kaufmannsohn. In einem impulsiven Augenblick warf sich Selene dem Geliebten an den Hals, er aber geleitete sie als Gentleman aus seiner Wohnung zu einer befreundeten Familie. Selene fühlte sich verschmäht und verzog es Lassalle nicht angenommen, nicht den konsequenten Mut besessen, im Verein mit ihr dem Vorurteil der bürgerlichen Gesellschaft zu trotzen. Sie ließ ihn nicht mehr vor, und die Familie rief den Jugendfreund Helenens herbei, den walschischen Bojaren, Baron von Rakowitz, der sich nun als Ritter der Beleidigten aufspielte. Es kam zu persönlichen Auseinandersetzungen zwischen den Rivalen, zum Pistolenduell, Lassalle wurde schwer verwundet und starb am 31. August 1864. Selene verheiratete sich mit Rakowitz, später nochmals mit dem bekannten Schauspieler Friedmann (der voriges Jahr nach längerer Pause wieder die Bretter betreten hat) und noch ein drittes Mal in New-York mit dem russischen Schriftsteller von Schwetisch, der dieser Tage im Spital zu München gestorben ist. Selene hat den Tod des dritten Gemahls nicht überleben wollen und hat ihrem ergebnisreichen Dasein jetzt mit eigener Hand ein Ende gemacht.

Über die Beziehungen zu Ferdinand Lassalle hat sie im Jahre 1879 ein schönfarberisches Buch veröffentlicht. Auch einige Romane hat sie verfaßt.

Der Baumreichtum von Paris.

Die hygienische Bedeutung eines möglichst reichen Baumbestandes inmitten eines Stadtwesens ist in den letzten Jahren immer mehr anerkannt worden und in fast keiner größeren Stadt Europas vermehrt man es heute noch bei der Anlage neuer Stadtteile, die Straßen mit Bäumen zu bepflanzen und damit zu Alleen zu machen. Eine der Großstädte, die einen besonders reichen Baumbestand aufzuweisen haben, ist zweifellos Paris. Nach einer kürzlich erschienenen Statistik gibt es innerhalb des Stadtgebietes der französischen Metropole nicht weniger als 111 700 Bäume; wenn man sich die Bäume in einem Wald vereinigt denkt u. dabei 5 Meter Abstand von Baum zu Baum annimmt, ergibt das einen stattlichen Forst von beinahe 3 Quadratkilometer. Von den 111 700 Bäumen von Paris entfällt ein nur verhältnismäßig geringer Teil auf die großen öffentlichen Gärten und Parkanlagen; nicht weniger als 88 000 Bäume schmücken in langen Reihen Straßen und Boulevards.

Schreckenstat einer Mutter.

In der kleinen idyllischen Ortschaft Busendorf in der Mark, zwischen Werder a. d. Havel und Lehmin, tötete die Ehefrau des Arbeiters Horning in einem Anfall von Verfolgungswahn ihre beiden Kinder und beging dann Selbstmord. Die Leichen wurden besichtigt. Das Dorf Busendorf besteht nur aus wenigen Häusern, in denen meistens Arbeiter wohnen. In einem der letzten Häuser des Dorfes wohnt der 28jährige Arbeiter Horning mit seiner 25jährigen Frau, und den beiden der Ehe entsprossenen Kindern, der 2jähr. Emma und dem ein Jahr alten Gustav. Horning hat lohnende Beschäftigung in einer Fabrik in Berlin. Die Ehe war recht glücklich, nur wurde sie in letzter Zeit dadurch getrübt, daß die Frau anscheinend in Geisteschwachheit verfiel und sich stets verfolgt wähnte. Des Morgens entfernte sich der Mann, um eine Besorgung in Berlin zu erledigen. Gegen 2½ Uhr nachmittags kehrte er nach Hause zurück, um mit seiner Familie das Mittagbrot einzunehmen. Zu seinem Erstaunen fand er die Tür verschlossen und auf wiederholtes Klopfen und Rufen wurde ihm nicht geantwortet. Er fragte bei den Nachbarn herum und erfuhr, daß weber seine Frau noch die Kinder in den letzten Stunden gesehen worden waren. Geängstigt lief Horning nach seinem kleinen Hause zurück und erbrach die Tür. Dem Eintretenen bot sich ein entsetzlicher Anblick. Ihm gleich gegenüber hing die Leiche seines Sohnes am Ofen und am Fenster die Leiche seiner Tochter. Inzwischen waren mehrere Dorfbewohner erschienen, die den völlig fassungslosen Mann zu trösten versuchten. Als einige Leute die nach dem Boden führende Treppe hinaufstiegen, fanden sie dort die Frau tot am Gebälk hängen. Inzwischen war ein Arzt erschienen, der aber nur noch den Tod der drei Personen feststellen konnte.

„Wie geht es Ihnen Herrn Bruder?“

Eine niedliche, wenn auch etwas problematische Mädonnengeschichte erregt gegenwärtig, wie der „B. Z. a. M.“ geschrieben wird, in militärischen Kreisen viel Heiterkeit. Ein Dorf in unmittelbarer Nähe eines kaiserlichen Landjägerbataillons hatte Einquartierung. Die Kaiserin hörte davon und beschloß, als Gutsheerin, den ältesten Offizier, einen Major, zu Tisch zu laden. Das war schon nicht ganz leicht. Denn der biedere Major wollte offenbar zeigen, daß man auch in der stillen Provinzstadt, wo er seit vielen Jahren in Garnison steht, recht gut wisse, was sich schickt, und entgegnete, so erzählt die Anekdote, dem Hofbeamten, der ihm die Einladung überbrachte, er bedauere lebhaft, der freundlichen Aufforderung nicht folgen zu können, da er — keinen geeigneten Waffentrock habe. Es wurde ihm bedeutet, die Kaiserin habe diesen Fall vorausgesehen und ersuche ihn, im Ueberdruß zu erscheinen. Und er erschien. Sein Platz an der Tafel war zwischen der Kaiserin und der zu Besuch anwesenden Schwester des Kaisers, der Prinzessin Viktoria zu Schaumburg-Lippe. Unser Major erwies sich als ein sehr fröhlicher und gesprächiger Gesellschaftler. So oft er trinken wollte, stieß er zunächst sein Glas mit einem lebenswichtigen „Prosit Majestät!“ an, zu dem die Kaiserin zuerst, wie man gern glauben wird, große Augen, dann aber gute Miene machte. Und gegen Ende des Mahles zog der Major eine Ansichtskarte aus seinem Aermelaufschlag, und bat die Kaiserin, einen Gruß an seine Frau in der Heimat mit unterzuschreiben zu wollen. Auch das geschah, während ringsherum die Heiterkeit noch kaum verhalten wurde. Aber den Gipfel des Hoftones erreichte der Major, als er sich von der Kaiserin zu der Prinzessin Viktoria wendete und die Frage an sie richtete: „Wie geht es Ihrem Herrn Bruder?“ Da fiel denn, wie man sagt, die Antwort etwas ungnädig aus. Sie bestand nur in der Fühlung, ganz von oben herab gesprochenen Gegenfrage: „Meinen Sie etwa Seine Majestät den Kaiser?“ Aber auch dadurch soll der Herr Major nicht aus der Fassung geraten sein.

Die Rutschtreppe zur Untergrundbahn.

Die Londoner Bürger werden es künftig nicht mehr nötig haben, zur Benutzung der Untergrundbahn Stufe um Stufe die Treppe hinabzuwandeln, die zu dem unterirdischen Perron führt. An der Station Carcourt ist mit angemessener Feierlichkeit am Dienstag die erste Gleit- oder Rutschtreppe in Betrieb gesetzt worden, und jeder Fahrgast der Untergrundbahn kann nun erproben, wie man mühelos treppauf und treppab wandern kann, ohne seine Beine im geringsten anstrengen zu müssen. Die sinnreiche Konstruktion dieser Gleitstreppe ist von verblüffender Einfachheit. Man schreibt zwei Holzstufen hinab und stellt nun plötzlich auf einer gleitenden Treppe, die in einem Tempo von 30 Metern in der Minute in ruhiger Gleichmäßigkeit in die Tiefe sinkt. Unmittelbar vor dem Perron tritt man auf eine langsam gleitende zweite Plattform, die den Rutschenden dann sanft zu der Haltestelle des Zuges führt. Selbstverständlich entpricht dieser „Senktreppe“ auf der anderen Seite eine Hebetreppe. Die Einrichtung soll an allen Stationen eingeführt werden.

Einft und jetzt.

In früherer Zeit vergaß man nicht bei dem Gebet mit einzuflechten, Daß Gott der Herr uns möge bewahren Vor Türkennot und bösen Mächten. — Die neue Zeit kehrt um den Spieß. Nun wird's fast bei den Türken Mod', Die haben Grund, jetzt viel zu beten: „Schüh, Allah, uns vor Christennot!“

An welchen Erkrankungen stirbt die Mehrzahl der Menschen?

Man hegt im allgemeinen die Ansicht, daß die meisten Menschen an Erkrankungen der Atmungsorgane, insbesondere an Tuberkulose, sterben. Diese irrige Ansicht kommt zweifellos daher, weil jetzt Staat und Gemeinde alles Mögliche tun, um den allerdings weit genug verbreiteten Lungenkrankheiten zu steuern, und auch daher, weil man die Ansteckungsgefahr dieser Krankheiten kennt, füglich auch, weil damit Befallene ihren Zustand nicht leicht verbergen können u. einem daher oft begegnen. Betrachtet man aber die Statistik über die Sterbefälle und ihre Ursachen, so stellt sich das Bild ganz anders dar. Die meisten Menschen sterben nämlich an Krankheiten der Verdauungs-, nicht der Atmungsorgane! Im letzten Jahre betrug ihre Zahl zum Beispiel in Preußen 89 082, hingegen starben an Tuberkulose nur 69 362, an Krebskrankheiten 25 050, an Diphtherie 14 162, an Keuchhusten 12 051, an Influenza 3796 usw. Im Verhältnis bleiben sich diese Zahlen auch fast immer gleich. Man ersieht daraus, wie nötig es ist, vor allen Dingen auf das Wohlbefinden des Magens zu achten und auch hübsch vernünftig zu essen und zu trinken, nicht bloß vernünftig Luft zu schnappen!

Eine kleine Köpenickiade.

Der 21jährige Schreibgehilfe Julius Dahmen aus Nachen war zuletzt am Kreisamt Bingen tätig. Mit seinem Gehalt von monatlich 70 Mark kam er nicht aus. Er machte Schulden und sollte am 1. Oktober 200 Mk., die er als Darlehen erhalten hatte, zurückzahlen. Da er hierzu nicht in der Lage war, geriet er auf den Einfall, einen ähnlichen Streich wie der Schuhmacher Voigt in Köpenick auszuführen. Mit der Schreibmaschine stellte er zwei Aufträge her, wonach er vom Kreisamt in Worms beauftragt sei, in Monsheim und Gundersheim die Gemeindefassen zu revidieren. Die Aufträge fälschte er mit dem Namen des Regierungsrats Werner, der früher am Kreisamt Worms tätig war. Die Unterschriften des Kreisamtmannes machte er täuschend nach. Am 25. August erschien er bei dem Gemeinde-Einnehmer in Monsheim. Er zeigte das Schreiben vor, worauf der Gemeinde-Einnehmer die Kasse zur „Revision“ abgab. Nachdem Dahmen Kasse und Bücher „geprüft“ hatte, erklärte er, die Kasse versiegeln zu müssen und schickte den Gemeinde-Einnehmer hinweg, um Zündhölzer zu holen. Diese Gelegenheit benützte Dahmen, um aus der Kasse 2080 Mark in Papier und Gold zu entnehmen. Am nächsten Tage erfuhr der Einnehmer, daß er einem Schwindler in die Hände gefallen war. Die sofort angestellten Ermittlungen führten zur Verhaftung Dahmens. Die Revision in Gundersheim hatte er unterlassen, da ihm die erste „Revision“ so gut gelungen war. Von dem Gelde wurden in seiner Wohnung noch 2000 Mark vorgefunden; außerdem führte er 78 Mark mit sich, so daß nur 2 Mark an der ganzen Summe fehlten. Das Gericht verurteilte den Angeklagten zu einem Jahre Gefängnis.

Lustige Ecke.

Wat siel de beiden Vetranen vertelt.

Two olle Veteranen dräpen sit bi'n diden Hännerich ine Wirtschaft. Da beiden hadden sit mår gesein. Sie hadden beide den Krieg van 66, 70-71 met makein, un bim selben Regiment gedient. Deshalb was dat Wierkein ne grotte Freide.

En seg mie es, set Rahl, magst du of noch an Gläsen Ber?

O doch, dat het, wenn et wat hef, Hännerich.

Two Däppen, Schulte Kauxel.

As nu de beiden en Post hadden, geng dat Vertellen los, natürlich van den Krieg met den Türken un Ital-jäner.

Dat wed di seggen, sed Rasper, bie us in Sproddöel sind de Rals reine verrückt un föhnt de Tied ganich af-machen, bis ed los ged. Natürlich häd de junge Bengels läne Änung van Kriege, füs worden lä wol anners denken. Da junge Sühe glöwt all, wän sei an Feldzug mid makeit hädde, se wäzen sien herut, dann wör for ihr an Blaumen-dag affhollen und de junge Damens gengen mit ne Bösse sammeln un däd jaf dann ion netten Bagen in de Täsche, däd hätt lä sein bie us in Spiegeel. Da hadden wi wir of ion Blaumen-dag un et was of düchtig wat ine kommen. Junge, finge, ef häf ä blank tien Marlfräid tregen, un dat well föll heften vör ät offen Betran, däd twe Feldzüge metgemafet het, un nu old un stief un gebredlich es un nix me ver-deinen kann.

Wat segst du, sed Rahl, tien Marl van den Blaumen-dag heft du Kriege, dann häf gid in Sproddöel öwer ban-niges Gläd hat. Wie häft im Summer of ät Blaumen-dag hat, für de Betranen un do fall of völl inkommen sin un däd Betranen hadden sit all bändig freid, öwer wat meins du, wat paffert es; ät Luftballon kam, un ef glöf däd ganzen Kröten sind wägfluggen, wie häd nix mår dovan gefort.

Rief es an, reip Rasper, wat ses du do, wat es kom-men —?

Nein Luftballon!

Un wo es däd heftfluggen?

In däd Loht! set Rahl!

Nä, däd es öwer doch merkwürdig, met de Kröten van den Blaumen-dag in däd Loht to fleigen, däd kant noch nix begriepen, set Rasper.

Dever seg mie es, Rahl, wad segget denn nu däd Spen-ders?

Dä segget garnich, däd grollt blos.

Un däd Betranen fielek noch immer in däd Loht?

So io, un welke sind van Schred däd gohn.

Nu, sed, de annere, tröfte die mår, du füs doch, dat vör alle Kriege in ähre allen Tage dat besten Haben angenehm te maken un alles wäd verproffen, went of nix gehollen wäd. Wie Serragott soll se woll.

stirbt
hen?
die mei-
rgane, ins-
Ansiht
Gemeinde
ug verbrei-
daher, weil
kennt, fügen
nicht leicht
Betrachtet
ihre Ur-
Die mei-
der Ver-
ten Jahre
082, hin-
Krebskrank-
schuften
nis bleiben
rsteht dar-
Wohlbe-
vernünftig
Luft zu

de.
hmen aus
Mit sei-
aus. Er
O. M., die
a er hierzu
in Köpenick
zwei Auf-
ms Beauf-
Gemeinde-
mit dem
am Kreis-
des Kreis-
August er-
monsheim.
de-Einnah-
Dahnen
die Kasse
Einnahmer
genheit be-
in Papier
erfuhr der
Hände ge-
führten
ndersheim
so gut ge-
ner Woh-
führte er
er ganzen
angefragten

tt.
Händler
Sa hab-
un ihm
ne große
Gläsern

Vertellen
un Stal-

prochövel
anisch af-
ngels täne
es denken,
und maset
an Blau-
ne Wölfe
da Tische,
wir of son
n. Junge,
t well soll
etgemafet
me ver-

baumdag
wer dan-
Baumen-
inommen
omer wat
n ef glöf
na davon

es tom-

röfen van
noch nich
da Spen-

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die
Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Das Collier der Cäzerin.

Eine Gauerzählung von Johar Brenkendorf.



(Schluß.)
schönen Baquita offenbar viel zu sehr in Anspruch genommen, als daß er sich wegen einer Kleinigkeit von funktionalen Grant lange hätte aufhalten lassen mögen. Er entnahm seinem wohnsitzlosen Koffer eine kleine eiserne Kasse und brachte aus ihr ein Bündel funktionaler Grantnoten zum Vorschein, in denen Mr. Tiffandier sofort die Geschwister des Geldes von seinem Freunde Gerrand eingewechselten Geldes erkannte.
„Wenn Sie auf der vereinbarten Barzahlung bestehen“, sagte er, „dann ich Ihnen sein anderes Geld geben als dies.“ Denn ich habe vor einigen Stunden alles, was ich noch an französischem Geld besaß, gegen diese Scheine hier eingewechselt lassen. Sollten Sie Ihnen aber unbequem sein, so gebe ich Ihnen einen Schein auf mein Bankhaus in Rio de Janeiro.“
Mr. Tiffandier überlegte, aber der für die beiden Verkündeten etwas trübselige Augenblick ging glücklich vorüber. Die Geschäftigkeit, mit der Mr. Tiffandier gellern die Umwechslung der brasilianischen Note bewirkt hatte, und der Auftrag, den er in seiner Gegenwart dem Bankfaktierer gegeben, befestigten seine Bedenken, und diese lebenden Scheine dürrten ihm immer noch viel annehmbarer als ein Schein, mit dem, wie er wußte, schon gar mancher recht üble Erfahrungen gemacht hatte. Er stellte also, nachdem der Kursunterfchied gerechnet worden war, die verlangte Quantität aus und empfahl sich, wobei er nicht unterließ, Herrn dos Santos viel Vergnügen und eine recht glückliche Reise zu wünschen.
Im Besitz des Geldes sah er sich von Mr. Tiffandier eingeholt, der ihm auf dem Wege gefolgt war.
„Nun, ist nicht alles vorzüglich gegangen, alter Freund? Und habe ich mit meine Provision nicht reichlich verdient? Sie haben wohl die Freundschaft, mich auf der Stelle damit zu beglücken; denn ich soll den Brasilianer bis an das Schiff begleiten, und wer weiß, ob wir uns vorher noch einmal sehen!“
Herr Tiffandier zog das Banknotenbündel aus seiner unergründlichen Tasche und reichte dem treuen Helfer einige von den Scheinen.
„Sie sehen, ich bin ein ehrlicher Mann. Es werden bei der Umwechslung sogar noch ein paar Hundert mehr herauskommen, als wir vereinbart hatten.“
Wenn Herr Tiffandier über diese Art der Bezahlung nicht sonderlich erfreut war, so hätte er sich doch weislich, es zu zeigen. Aber ehe er sich von dem

er erkundigte sich nach dem Preis, und der alte Herr, der auch ein kleines Geschäft nicht verschmähte, erklärte sich bereit, sie ihm aus besonderer Freundschaft für nur fünfzig Grant zu überlassen. Der junge Mann handelte noch fünfzig Grant herunter und zog dann keine Briefkassette, um das Geld gleich ins andere zu bringen. Aber er hatte nichts anderes bei sich als eine brasilianische Banknote zu fünfzig Grant (500 Milreis gleich 1431 Grant gleich 1145 Mark), die er am Morgen von seinem Gönner dos Santos erhalten.
„Diese Scheine kenne ich nicht“, erklärte Herr Tiffandier, „und es ist mir schon lieber, wenn Sie mich in französischem Geld bezahlen.“
„So lassen Sie uns in das nächste Bankgeschäft gehen, um die Note einzuschleusen“, sagte der Zuhörer. Und Mr. Tiffandier war es zufrieden.
Der Kassenbeamte des großen Bankhauses, in das sie sich begaben hatten, unterzog den Schein einer ziemlich genauen Prüfung, um dann antwortend die gewöhnlichen Hundertmarknoten dafür herzugeben. Als das kleine Wechselgeschäft schon erledigt war, wandte sich Mr. Tiffandier noch einmal nach dem Schalter zurück.
„Einer meiner Freunde, der übermorgen die Rückreise nach seiner Heimat Brasilien antritt, wünscht vorher seine ziemlich große Barzahlung französischem Geldes in brasilianische Noten umzuwechseln. Können Sie bis morgen früh ungefähr zweihunderttausend Grant in Scheinen zu je fünfzig Milreis beschaffen und mir zur Verfügung halten?“
Der Beamte besprach sich mit einem Kollegen und sagte zu, nachdem er sich die Hoteladresse des Herrn Rodrigues dos Santos notiert hatte. Dann begabte Monsieur Tiffandier seine Krawattenmadel und verabschiedete sich mit herzlichem Händedruck von seinem alten Freunde.
Das Collier aus Brillanten und Smaragden, mit dem sich Mr. Tiffandier am Donnerstagsmorgen um zwölf Uhr zum zweiten Mal in Genuß des Santos Hotelzimmers einfindet, unterschied sich in nichts von dem, das er dem Brasilianer zwei Tage früher vorgelegt hatte. Und als er sich bereit erklärte hatte, mit dem Preise bis auf hunderttausendtausend Grant hinunterzugeben, kam das Geschäft nach kurzem Verhandeln zustande, denn Herr dos Santos war von dem Gedanken an das bevorstehende Fest zu Ehren der

mit 1/2 Pfund Mehl vermischt. Dazu kommen 5-6 Eier, so wie 80 Gramm Butter, und das Ganze wird zu einem glatten Teig verarbeitet. Dieser wird jetzt ausgebreitet, in gut handbreite Streifen geschnitten, die wieder in kleinsten Geraden Wasser und werden darin gekocht, bis sie oben auf schwimmen. Nun schiebt man sie heraus und gibt sie mit geriebener Semmelbröseln an Tisch.
Keine Quarkkuchen. 1/2 Pfund Mehl und 1/2 Pfund Grieß vermischt man mit 2 Eiern (für 20 Stk.). Man wälzt dies mit etwas Bim und Zitronensaft, sowie Zucker nach Belieben und läßt handbreite, fingerbreite Kuchen schwimmen in kochendem Schmalz goldgelb, die man dann gleich mit Butter und Bim bestreut und heiß zu Tisch gibt. Dazu gekochtes Obst oder Obstsalat.
Kartoffelkuchen (sehr einfach). 2 Pfund in der Schale gekochte und geriebene Kartoffeln vermischt man mit dem nötigen Salz und so viel Mehl, daß man kleine flache Kuchen daraus formen kann, die man in Schmalz brät und mit gekochtem Obst oder als Beilage zu Gemüse serviert.
Sesentkuchen. 1 Pfund Mehl wird mit etwas lauwarmen Milch und 60 Gramm Hefe, die vorher in Milch glatt verrührt wurde, vermischt und zum Aufgehen hingestellt. Nach einiger Zeit gibt man 3 Eier und etwas Salz darunter, läßt den Teig nochmals kurz aufgehen und flacht dann mit einem Löffel ab, die man so lange auf ein bemehltes Brett setzt, bis sie aufsteigen an springen. Nun gibt man sie in kochendes Salzwasser und läßt sie kochen, bis sie oben auf schwimmen. Es dürfen nicht zu viele auf einmal in den Topf kommen, da sie im Wasser noch sehr aufgehen. Man serviert sie mit gerösteten Semmelbröseln.
Sesentkuchen auf feinere Art. Der Teig wird bereit wie oben, doch nimmt man ein Ei mehr und 1/4 Pf. Butter dazu. Die weitere Behandlung ist dann dieselbe bis zum Einlegen der Kasse. Man nimmt dazu einen breiten, nicht zu hohen Topf, gibt 1/2 Liter Milch und 3 Eßlöffel Butter hinein und läßt dies zum Kochen kommen. Nun setzt man die Kasse einen neben den anderen hinein, deckt den Topf zu und läßt die Kasse so lange kochen, bis alle Flüssigkeit aufgesaugt ist. Anfanglich muß dies auf hartem Feuer, dann auf schwachem geschehen. Auch sie werden mit in Butter gerösteten Semmelbröseln an Tisch gegeben. Sesentkuchen müssen sofort gegessen werden, wenn sie fertig sind, weil sie sonst aufwachsen.
Mehlische. 1/4 Pfund Speck wird in kleine Würfel geschnitten und gebraten. 12 Schrippen werden ebenfalls in Würfel geschnitten, die Hälften davon in dem ausgebratenen Fett gebräunt und dann mit der anderen Hälfte, dem Speck, 4 Eiern und 6 Eßlöffeln Mehl, sowie etwas kalter Milch vermischt und mit Salz, Pfeffer und feingewiegter Petersilie gewürzt. Nach einigem Anrühren werden aus der Masse mit einem Löffel Kasse abgehoben und in Salzwasser 20 Minuten gekocht. Man richtet sie mit in Butter gebratenen Zwiebeln an.
Im Gefundenbuch.
Damen, die eine Köchin suchen. „Ich möchte ein Mädchen, das selbständig denken kann, denn ich habe keine Zeit, den ganzen Tag hinter ihr her zu sein und ihre Arbeit zu überwachen. Ich muß eine Person haben, der ich in jeder Hinsicht vertrauen kann, eine, die gut, schnell und sparsam kocht und die Maßigkeiten zur rechten Zeit auf den Tisch bringt. Ich brauche eine Köchin.“
Bermittlerin: „Bereiten Sie, gnädige Frau, Sie brauchen keine Köchin, Sie brauchen eine Fee!“

Aus
unserm

Koch-
buch.

Von Laura Vincent.

Allerlei einfache Mehlspeisen.

Gemüse und ein wenig Salz und 3 Eßlöffeln voll Wasser zu einem festen, glatten Teig verarbeitet. Dieser Teig wird dann in fünf Teile geteilt, von denen jeder einzeln ausgerollt wird, und zwar so dünn wie möglich. Nachdem diese Stücke auf dem Backblech etwas abgetrocknet sind, wird jeder einzelne in 3-4 Streifen geschnitten, die man übereinanderlegt und querüber zu schmetterlingsförmigen Kuchen verflechtet. Diese wirft man auseinander, läßt sie nochmals abtrocknen und wirft sie dann in kochendes Salzwasser, in dem sie 10-15 Minuten kochen müssen. Dann gießt man sie ab, schüttet kaltes Wasser darüber, das nach einigem Schütteln wieder abgeseiht wird, und gießt sie mit in Butter gerösteten Semmelbröseln an Tisch. Dazu Kompott von Frischem oder Marmelade.
Man kann diese Kuchen auch wie Makaroni mit Schinken und Parmesan vermischen.
Kartoffelkuchen. 2 Pfund in der Schale gekochte Kartoffeln werden nach dem Erkalten gerieben und

böse Schicksal seiner vergessenen, gönnte es ihm volle vierzig Jahre der Ruhe — ein Menschenalter in unserer schnelllebigen Zeit.
Dann aber brach das Unglück in doppelter Wucht herein. In einer Nacht riß das Sammelrohr alles, was nicht nie — und nagelstet war, von der Mühle weg. Dabei blühten Julius Wieselbach, sein Weib und vier Kinder das Leben ein. Ein einziges blieb übrig — es lag in der Wiege, die sich an dem mit Balken und angehängten Brettern verankerten Wehr hängte. Mitleidige Menschen retteten das kleine Wesen aus der rettenden Flut. Es war ein Knabe, mit Namen Leonhard.
Als er großjährig war — die Dronach-Mühle hatte viele Pächter gehabt, die alle zugrunde gingen — übergab ihm die Gemeinde das Anwesen seiner Vorfahren und damit zum ersten Anfang, überzeuge sich aber bald, daß Leonhard mehr auf dem Saugboden und unter den Soldaten der neuerbauten Kaserne zu finden war, als in der Mühle.
Ebenso hatte es die liebliche Tochter des Schulmeisters, Eva, bitter zu bereuen, dem frischen und aufgeweckten Jungen zum Alter gefolgt zu sein. Schienmen und Kartenspiel war sein Zeitvertreib — andere mögen arbeiten, als er dann auch eine tolle Waise im Gladien ihr vorzog, da brach dann eine tolle Waise, das ihn liebte, das Herz. Die kaum achtzehnjährige Eva ertränkte ihr Leid in den Fluten der Dronach.
Ein Jahr später fanden sie den letzten Müller mit zerklüftem Schadel an dem Drosselweber. Er mochte im Streit mit einem Soldaten den Tod gefunden haben.
„Der Fluch hat alle Generationen überdauert. Darum kauft niemand die Mühle. Niemand betritt seit der Nacht die Unglücksstätte, und das Gerümpel ist selbst vor Diebstählen dort geschützt. Gehen und stehen der bauen in dem verfallenen Bau — und mag auch der Herr Pastor es uns aussprechen wollen — wir wissen es, der alte Urahne der Wieselbachs schließt durch die Räume!“
Damit schloß Tümpel, der Wirt, seine Erzählung.

